

THEMA

REGARDS

FRAUEN-SELBSTSCHUTZ

Das Gefühl von Sicherheit

Melanie Czarnik

Krav Maga, Schlagtechniken, Empowerment: Selbstschutzkurse für Frauen boomen, doch was bringen sie wirklich? Zwischen Fitness und feministischer Kritik geht es um mehr als körperliche Techniken.

Es knallt laut, als Mariane Huards Fäuste wieder und wieder auf das Schlagpolster treffen. Eine junge großgewachsene Frau hält es ihr auf Brusthöhe hin und feuert sie dabei an. „Weiter, weiter, weiter!“ Nach 60 Sekunden hat sie es geschafft: Mariane Huard atmet kurz durch und nimmt das Schlagpolster mit einem Lächeln entgegen. Die Rollen werden getauscht und schon geht es in die nächste Runde. „Ich wollte etwas machen, um mich sicherer zu fühlen“, erzählt Mariane während des Trainings im Krav Maga Center in Walferdingen. Viel Zeit für Gespräche bleibt nicht, die Halle ist voll. An diesem Abend sind ein paar mehr Männer als Frauen da, aber die Geschlechterverteilung hält sich im Vergleich zu klassischen Kampfsportschulen die Waage. Heute zeigen die Betreiber*innen Marc Stolz und Jennifer Carat eine Technik zur

Abwehr eines Würgeangriffs. Beide waren zuvor beim Militär und bei der Polizei, ehe sie zusammen ein Fitness-Studio mit Krav Maga-Kursen gegründet haben.

In den letzten Jahren haben sie im Club großen Zuwachs erfahren. Heute nutzen auch viele Frauen das Krav Maga Angebot des Studios. „Viele kommen, um an ihrer Fitness zu arbeiten und entdecken dann, dass ihnen die Kombination aus körperli-

cher Herausforderung, Verteidigung und Technik vom Krav Maga gefällt. Andere kommen gezielt zum Selbstschutz. Für beide Gruppen ist der Einstieg das Schwierigste“, fasst Marc Stoltz die Motivation der weiblichen Teilnehmerinnen zusammen und erklärt das Prinzip von Krav Maga: „Never give up. Auch wenn du körperlich nicht stärker bist als dein Gegner, hast du eine gute Chance, wenn du nicht aufgibst. Das ist unsere Philosophie.“

Krav Maga ist ein System von leicht erlernbaren, aber effektiven Techniken.



Gewalt in Luxemburg

Bei effektivem Selbstschutz geht es um mehr als eine bestimmte Technik. Wer lernt, sich aufmerksam und selbstsicher zu bewegen, auf sein Bauchgefühl zu hören, und auf zwischenmenschlicher Ebene konsequent Grenzen zu setzen, reduziert die Gefahr von Gewalt bereits erheblich. Regelmäßiger Kampfsport oder Selbstschutztraining kann hierbei unterstützen. Die Zahl der Opfer von Gewalttaten steigt seit Jahren. 2023 musste die Polizei 1052 mal wegen häuslicher Gewalt ausrücken. Zahlen zu geschlechtsspezifischer Gewalt außerhalb dieses Rahmens werden aktuell in Luxemburg nicht erfasst. Im Laufe des Jahres soll ein Nationaler Aktionsplan zu diesem Thema vorgestellt werden.

Anfang Mai wurde das Centre national pour victimes de violences (CNVV) als erste Anlaufstelle für alle Opfer von Gewalt, unabhängig vom Geschlecht, eröffnet. sbkfm@police.etat.lu

Mariane Huard hat den Einstieg hinter sich gelassen und sichtlich Spaß daran, ihre eigene Kraft am Gegenüber auszuprobieren. „Ich bin seit etwas über einem Jahr dabei und komme meistens ein bis zwei Mal die Woche her.“ Krav Maga entstand kurz vor dem zweiten Weltkrieg und war ursprünglich als Methode einfach erlernbarer, aber effektiver Techniken zur Verteidigung gegen antisemitische Übergriffe angelegt. Später übernahm das israelische Militär die Kampfkunst und erweiterte es entsprechend. Trotz der simplen Techniken gilt: Nur durch regelmäßiges Training lassen sich diese im Ernstfall auch sicher abrufen.

Historischer Rückblick

Selbstschutz- und Selbstbehauptungskurse für Frauen erleben seit Jahren eine steigende Nachfrage, befeuert durch konkrete Ereignisse, wie die zahlreichen öffentlichen Übergriffe in der Silvesternacht zu Köln im Jahr 2016, die 2017 entstehende #MeToo Bewegung und die allgemein steigenden Zahlen zu geschlechtsspezifischer Gewalt. Schaut man auf die Ursprünge derartiger Angebote, stellt man fest, dass dieses Prinzip alles andere als neu ist. Ähnlich wie Krav Maga, entwickelten sich die Anfänge von Selbstschutzkursen aus einer gesellschaftlichen Bewegung für Frauenrechte und mitfolgende Gegenreaktionen heraus. Die Suffragetten, eine britische, feministische Protestbewegung, die sich Anfang des 19. Jahrhunderts für das Frauenwahlrecht einsetzten, erkannten früh, dass politischer Protest auch körperliche Gegenwehr erfordern kann. Aktivistinnen wie Edith Garrud unterrichteten Jiu-Jitsu, um sich sowohl gegen Übergriffe durch die Polizei als auch durch Gegendemonstranten verteidigen zu können. So wurde „Suffrajitsu“ zu einem frühen Ausdruck feministischer

Selbstermächtigung, der Sicherheit und politisches Handeln miteinander verknüpfte.

Als erstes vollständiges System, das als Gesamtkonzept speziell für Frauen entwickelt wurde, gilt Wendo, ein zusammengesetztes japanisches Kunstwort für Frau („Wen“) und Weg („Do“), das im Zuge der zweiten Welle des Feminismus in den 1960er- und 1970er-Jahren entstand. Das kanadische Ehepaar Anne und Ned Paige entwarf das Konzept nicht als neue Kampfsportart, sondern vielmehr als Präventionsprogramm gegen Gewalt. Es kombiniert einfache körperliche Techniken mit mentaler Stärkung und der gezielten Förderung von Selbstbewusstsein und Selbstbehauptungskompetenzen im Alltag. Inspiriert wurde auch diese Initiative durch ein tragisches Ereignis. In 1964 wurde Catherine Susan Genovese in New York City von einem ihr unbekannten Mann auf offener Straße vergewaltigt und ermordet, ohne dass Zeug*innen der Tat Hilfe holten. Der Fall löste eine gesellschaftliche Debatte um die Gleichgültigkeit von Menschen in Großstädten aus, und prägte den Begriff des Bystander-Effekts. Auch Genovese-Syndrom genannt, beschreibt dieser, wie die Wahrscheinlichkeit von Hilfeleistungen sinkt, je mehr potenzielle Zeug*innen anwesend sind.

Der Zuwachs, den Krav Maga und Selbstschutzkurse im letzten Jahrzehnt erfahren haben, entstand nicht zuletzt, weil das daraus entstandene Credo „Hilf dir selbst, weil niemand anders es tut“ von kommerziellen Anbietern genutzt wurde, um mit geschürter Angst neue Mitgliedschaften zu generieren. Die Qualität der Schulen und ihre Eignung als Konzept für wirksamen Frauenschutz lief dabei Gefahr zur Nebensache zu verkommen. Nicht jedes Kursangebot, das unter dem Label „Selbstschutz“ oder „Selbstverteidigung“ firmiert, hält,



Edith Garrud unterrichtete Anfang des 19. Jahrhunderts Jiu-Jitsu, um Feministinnen gegen Polizei und politische Gegner wehrhafter zu machen.

was es verspricht. Während einige Programme auf fundiertes Training, realistische Szenarien und langfristige mentale Stärkung setzen, beschränken sich andere auf oberflächliche Techniken und veraltete Rollenbilder. Entscheidend ist, ob ein Kurs Frauen tatsächlich Handlungssicherheit vermittelt. Denn Selbstschutz bedeutet nicht nur, sich im Ernstfall wehren zu können, sondern auch im Alltag Grenzen zu setzen, klar, klar zu kommunizieren und sich Raum zu nehmen.

Geschlechtsspezifische Gewalt

Aus feministischer Perspektive stellt sich zudem die Frage, welche gesellschaftliche Botschaft vermittelt wird, wenn gezielt Selbstschutzkurse für Frauen vermarktet werden. Wird hier das Muster von Frauen als Opfer reproduziert? Oder schlimmer noch: Wird geschlechtsspezifische Gewalt zum „Frauenthema“ erklärt – und liefert das Männern eine bequeme Ausrede, Verantwortung zu vermeiden? Fest steht: Solange wir darüber sprechen, wie sich Frauen zu verhalten haben – welche Kleidung sie tragen, wann und wo sie sich draußen aufhalten – anstatt die Taten und Ent-

scheidungen der Täter zu hinterfragen, verfehlen wir die eigentliche Dimension des strukturellen Problems geschlechtsspezifischer Gewalt. Statt nur an Symptomen zu arbeiten, sollten vielmehr die Ursachen hinterfragt werden: Warum fühlen sich Frauen in öffentlichen Räumen überhaupt unsicher? Ein Problem, das zudem nicht nur Frauen, sondern auch trans- und nicht-binäre Personen betrifft.

„Es gibt zwei Perspektiven, die man gleichzeitig sehen muss“, sagt Claire Schadeck vom CID Fraen an Gender (CID) gegenüber der woxx. „Einerseits müssen wir natürlich an die Strukturen ran. Andererseits kann ein solches Kursangebot auch ein Mittel sein, um das Gefühl von Sicherheit zu stärken. Die Frage ist dann: Bleibt es bei einem Gefühl, oder trägt es wirklich zu mehr Sicherheit bei?“ Ihrer Erfahrung nach, tappen Selbstschutzkurse für Frauen, besonders wenn es sich um einmalige Angebote handelt, wie bei Aktionstagen während der Orange-Week im November oder dem Weltfrauentag im März üblich, häufig in die Falle nur statische Techniken zu vermitteln, ohne wie bei regelmäßigem Kampfsporttraining in ein echtes Zweikampfszenario zu kommen. Trotz

THEMA

dieser Gefahr, bietet auch das Krav Maga Center Luxemburg zu bestimmten Gelegenheiten anlassbezogene einmalige Kurse für Frauen an. „Wir erklären, worauf zu achten ist, zeigen einfache Techniken, zum Beispiel den Frontkick, der bei fast allen gut funktioniert, und wie Körpersprache, Hände hoch, klare Ansagen („Stopp!“) wirken“ sagt Jennifer Carat. „In drei Stunden kann man mehr lernen, als viele denken.“

Studien, die belegen, dass Eintages-Kurse wirklich zur Sicherheit von Frauen beitragen, gibt es nicht, anders sieht es allerdings bereits bei Angeboten aus, die über ein paar Wochen hinweg angelegt sind. Hier konnte gezeigt werden, dass Frauen, die ein Selbstschutzstraining absolviert hatten, deutlich seltener Opfer sexualisierter Gewalt wurden. Zudem bestätigten Analysen, dass körperliche und verbale Gegenwehr bis zu 80 Prozent von Übergriffen verhindern konnten, ohne das Risiko schwerer Verletzungen zu erhöhen. Ein wesentlicher Grund, warum Frauen mit Erfahrung im Selbstschutzstraining seltener Opfer von Übergriffen werden, liegt nicht allein in der Fähigkeit zur effektiven Abwehr. Vielmehr verändert das gestärkte Gefühl von Selbstwirksamkeit ihr Auftreten im Alltag – sie bewegen sich mit mehr Sicherheit, Klarheit und Selbstvertrauen. Dieses veränderte Auftreten wirkt abschreckend auf potenzielle Täter und kann das Risiko, angegriffen zu werden, deutlich verringern.

Auch das CID überlegt deshalb derzeit, ein entsprechendes Training in den eigenen Räumen anzubieten, ohne das strukturelle Problem von Gewalt auszuklammern. „Strukturelle Veränderung muss von politischer Seite angestoßen werden“, sagt Claire Schadeck „aber wir leben nun mal in einer Gesellschaft, in der Gewalt gegen Frauen Realität ist. Unsere Angebote dürfen strukturelle Maßnahmen nicht ersetzen, sondern müssen damit einhergehen.“ Außerdem spricht sie noch ein anderes Problem an: Angebote, die sich nur auf die körperliche Gegenwehr und Schlag- oder Tritttechniken fokussieren, vernachlässigen, dass der Großteil von geschlechtsspezifischer Gewalt im Rahmen der eigenen vier Wände, oder des engen sozialen Umfelds stattfindet. Täter sind in der Regel nicht die „angsteinflößenden

Fremden“, die hinterrücks überfallen, sondern der eigene (Ex-)Partner, Ehemann, Arbeitskollege oder Freund. „Das heißt nicht, dass man sich dort nicht verteidigen müsste, aber die Form der Gewalt und die Anforderungen an Selbstschutz sind dann andere“, so Schadeck.

Nachhaltige Veränderung

Mit einer dynamischen Bewegung befreit Mariane Huard ihren Hals von den Händen des „Angreifers“ und hält diese fest, um gleich darauf einen Tritt zwischen die Beine und einen Ellbogenschlag ins Gesicht folgen zu lassen. „Ja, ich glaube, das funktioniert“, sagt sie. Nach etwas über einem Jahr habe sie ihr Ziel erreicht. Sie fühle sich mit dem regelmäßigen Krav Maga Training viel selbstsicherer als vorher. Auf die Frage, weshalb auch viele Frauen regelmäßig in ihren Krav Maga Kurs kommen, antwortet Marc Stoltz, dass viele Frauen zwar anfangs oft etwas mehr Hemmung vor Körperkontakt und Aggression hätten, „aber wenn sie merken, wie effektiv das Training ist, bleiben viele.“ Jennifer Carat fügt hinzu: „Die Atmosphäre hier spielt sicher auch eine Rolle. Wir dulden keine Ego-Männer. Und weil wir Ex-Polizisten sind, fühlen sich viele Frauen sicher bei uns.“

So bestimmt das Gefühl von Sicherheit Weg und Ziel zugleich. Selbstschutzkurse funktionieren in erster Linie auf individueller Ebene: sie können Frauen stärken, Handlungsspielräume eröffnen und Sicherheit vermitteln. Doch ohne eine strukturelle, politische Basis bleibt die Zahl der Betroffenen am Ende gleich und es verändert sich nur, wer zum Opfer wird. Der Mythos der wehrlosen Frau muss gesamtgesellschaftlich entkräftet werden. Wirklich nachhaltig kann Gewaltprävention nur dann sein, wenn sie nicht als isolierte Maßnahme verstanden wird, sondern als Teil eines größeren Ganzen: eingebettet in politischen Willen, konsequente Täterarbeit, strukturellen Opferschutz und ein gesellschaftliches Klima, das Verantwortung dorthin rückt, wo sie hingehört. Ein einzelner Kurs wird geschlechtsspezifische Gewalt nicht beenden, doch er kann den Anstoß zu einem Perspektivwechsel geben. Einer, der nicht nur Frauen verändert, sondern auch die Welt, in der sie leben.

INTERGLOBAL

FLÜCHTLINGE AUF DEN KANAREN

Tastende Perspektiven

Text und Fotos: Giacomo Sini und Dario Antonelli

Da andere Routen blockiert werden, versuchen immer mehr Flüchtlinge von Nordwestafrika aus auf die Kanaren zu gelangen. Wer die gefährliche Überfahrt schafft, macht auf der Inselgruppe gemischte Erfahrungen.

Die sengende Sonne wärmt den Strand, einige Menschen schwimmen, andere ruhen sich auf dem Sand von Las Canteras aus, nur wenige Schritte vom Zentrum von Las Palmas de Gran Canaria entfernt. Noor* sitzt auf einer niedrigen Mauer und starrt auf das Meer hinaus. Er ist 18, kommt aus Pakistan und ist seit drei Wochen hier. „Ich vermisse meine Mutter“, murmelt er, „ich fühle mich einsam hier“. Dann senkt er den Kopf. „Ich kann keinen Job finden und habe kein Geld, ich weiß nicht, was ich tun soll.“ Laut „Caminando Fronteras“ (deutsch: Grenzen überschreiten), einer Organisation, die die Rechte von Migrant*innen in Spanien überwacht, bleibt die Route zu den Kanarischen Inseln die tödlichste der Welt, mit 9.757 Toten allein im vergangenen Jahr. Mauretanien, gefolgt von Senegal, ist der Hauptabfahrtsort zum Archipel.

Drei junge Männer kommen den Hang zwischen den Gebäuden im alten Arbeiterviertel La Isleta nahe dem Hafen von Las Palmas hinaufgeeilt. „Wir sind da, du kannst aufhören zu rennen!“ ruft einer von ihnen, während er sich zu einem Freund umdreht, der während des schnellen Laufs zurückgefallen ist. Am Abend kehren sie alle ins Notfall-Aufnahmezentrum „Canarias 50“ für Migranten zurück. Der Komplex besteht aus großen Zelten,

die innerhalb der Mauern eines ehemaligen Militärgeländes aufgestellt wurden. „Ich bin letzten Samstag auf der Insel El Hierro angekommen“, sagt Aboubakar*, 24, aus Senegal. „Morgen um 10 Uhr habe ich einen Termin, um Asyl zu beantragen“, sagt er mit einem halbherzigen Lächeln. „Im Zentrum ist alles in Ordnung, aber es sind zu viele Menschen für die dort angebotenen Dienste. Ich hoffe, ich bekomme bald meine Papiere, damit ich nach Madrid gehen kann.“

„Alles ist in Ordnung hier, aber wir sind viele, und die Stadt ist weit weg – wir sind ein bisschen isoliert.“

Mercedes de León Duarte vom Projekt „Canarias Convive“ (dt. in etwa: Zusammenleben auf den Kanaren), das im Auftrag der autonomen Regierung der Kanarischen Inseln einen neuen Plan zu Migration und Zusammenleben erarbeiten soll, erläutert, dass die ausländische Bevölkerung auf den Kanaren 444.000 von insgesamt 2,2 Millionen Menschen ausmacht: „Aber nur 9,4 Prozent kommen aus Afrika, ganze 49,5 Prozent stammen aus Amerika und 35,8 Prozent aus Europa. Es gibt eine toxische und instrumentalisierende Darstellung, wonach die Ankunft von Migranten über das Meer aus Afrika eine Invasion sei.“

Das Notaufnahmезentrum „Las Raíces“ auf Teneriffa befindet sich in einem ehemaligen Militärgelände in der Nähe des Flughafens. Für

„Wenn ein Boot den 18. westlichen Längengrad überquert, sind wir uns sicher, dass es im Ozean verloren gehen wird und müssen eingreifen“, Dolores Septién Terreros, die Leiterin des örtlichen Seenotrettungszentrums in Teneriffa.



„Ecca Social“, eine Stiftung, die Teil des Netzwerks des Jesuitischen Migrationsdienstes ist, weisen die Zentren auf der Insel „Mängel auf, die keine menschenwürdige Behandlung der Personen garantieren“. Francisco Navarra von „Accem“, einer Organisation, die mehrere Zentren auf den Kanaren und in Spanien betreibt, erklärt, wie das Zentrum funktioniert: „Wir übernehmen die Betreuung mit Teams von Fachkräften.“ Diese seien auf psychologische, soziale und medizinische Unterstützung spezialisiert. „Traxa“, fährt Francisco fort, „ist das Unternehmen, das die Infrastruktur verwaltet“, aber das gesamte Programm hängt vom Ministerium für Inklusion in Madrid ab. „Die Ausstattung

der Zentren ist provisorisch, etwa mit Zelten und Chemietoiletten, da es sich um Notunterkünfte handelt, weshalb keine festen Bauten errichtet werden dürfen.“

Hinter dem Eingang des Zentrums, am Rande der Lupinenfelder, hört eine Gruppe junger Männer Musik. „Ich komme aus Mali, ich bin seit zwei Wochen hier“, sagt Ahmad*, der Jüngste von ihnen. „Alles ist in Ordnung hier, aber wir sind viele, und die Stadt ist weit weg – wir sind ein bisschen isoliert.“ Draußen bietet der Verein „Aquí Estamos“ (deutsch: hier sind wir) Spanischunterricht an. Mit seinem Projekt „Informa“ bietet er außerdem kostenlose rechtliche Unterstützung in den Unterrichtsräumen der Universität

von La Laguna an, dank ehrenamtlich arbeitender Anwälte und studentischer Praktikanten: „Sie bitten uns um Hilfe mit ihren Papieren“, erklärt Fran Ledesma, „aber auch in anderen Fällen, in denen Rechte verletzt worden sein könnten.“

Am Kai von Arguineguín, einer kleinen Stadt im Süden der Insel Gran Canaria, stechen zwei orangefarbene Schiffsrümpfe zwischen den Fischerbooten und Touristenfähren hervor. Es handelt sich um die Schiffe des „Salvamento Marítimo“, einem Dienst des Verkehrsministeriums. Sie sind es, die Menschen von den seeuntauglichen Booten retten, mit denen sie versuchen, Europa zu erreichen – auf der Suche nach einem neuen Leben.

Die Sparte „Meer und Häfen“ der anarchosyndikalistischen Gewerkschaft „Confederación General del Trabajo“ (CGT) beklagt: „Es fehlt an Personal, die Arbeit ist psychisch und physisch erschöpfend, die Schichten sind überlastet. Der Kampf hat einige Erfolge gebracht – wir haben zwei neue Rettungsschiffe bekommen.“ Cristian Castaño, zuständig für den Bereich Seehandel bei der Gewerkschaft „Comisiones Obreras“ (CCOO), fügt hinzu: „Wenn Rettung dein täglicher Job ist, leiden Herz und Körper. Das bringt dir keine Seefahrtsschule bei. Es könnten wir sein, hier in Europa, die eine Krise erleben und dann nach Afrika gehen müssen, um dort Arbeit zu suchen! Das könnten unsere Kinder sein – wir müssen sie aufnehmen.“ Einige Seeleute bestätigen, wie wichtig die Arbeit der Seenotretter sei, denn die Situation auf der Route sei „verrückt“: „Wenn man El Hierro – die

östlichste Insel – ansteuert, reicht eine Panne, ein Sturm, und man geht im Atlantik verloren.“ Nicht selten kommt es vor, dass Boote wochenlang vor der südamerikanischen Küste treiben, ehe sie gefunden werden – beladen mit leblosen Körpern.

Im Turm der „Capitanía“ des Hafens von Santa Cruz de Tenerife rollt Dolores Septién Terreros, die Leiterin des örtlichen Seenotrettungszentrums, eine Seekarte auf dem Tisch aus. „Hier“, sagt sie und zeigt auf einen Punkt südlich der Insel El Hierro, „wenn ein Boot den 18. westlichen Längengrad überquert, sind wir uns sicher, dass es im Ozean verloren gehen wird und müssen eingreifen.“ Das Zentrum koordiniert die Einsätze im gesamten östlichen Sektor der Kanaren: „Wir müssen alle Menschen retten, die in Gefahr sind – unabhängig von ihrer Nationalität, ihrem rechtlichen oder politischen Status.“ Das Such- und Rettungsgebiet, für das das Zentrum verantwortlich ist, ist riesig: „Man muss sich klarmachen, dass die Kanaren faktisch für eine Million Quadratkilometer Meer verantwortlich sind – von insgesamt eineinhalb Millionen für ganz Spanien. Das sind zwei Drittel!“, ruft Dolores vor der Karte stehend aus.

Saidou* lebt in Las Palmas in einer Wohnung, dank eines Projekts von „Ecca Social“. Er stammt aus dem Senegal, ist 18 Jahre alt und musste schon in jungen Jahren als Fischer in Mauretanien arbeiten, um seine Familie zu unterstützen. „Ein elender und harter Job“, fügt er hinzu. Eines Tages erzählte ihm ein Freund von der Überfahrt nach Europa. „Es war ein Traum,

Ein Boot der „Salvamento Marítimo“, der spanischen Seenotrettungsorganisation, im Hafen von Arguineguín, Gran Canaria.



INTERGLOBAL



Studenten unterrichten ehrenamtlich: Spanischkurs für junge Menschen und Minderjährige, die auf ihrer Flucht auf den Kanaren angekommen sind.

tief in mir drin: nach Europa zu kommen, um mich selbst zu finden und meiner Familie, deren Ältester ich bin, ein besseres Leben zu ermöglichen.“ Er hatte nicht genug Geld für die Reise, schaffte es aber dennoch, in Senegal an Bord zu gehen: „Als Fischer kannte ich diese Boote gut. Der Kapitän wollte mich dabei haben, damit ich bei mechanischen Problemen unterwegs eingreifen konnte.“

„Wenn Rettung dein täglicher Job ist, leiden Herz und Körper. Das bringt dir keine Seefahrtsschule bei.“

Saidou nimmt einen Schluck Wasser, ehe er fortfährt: „Während der Überfahrt beschädigten die Wellen das Boot. Wir stopften die Löcher mit Plastik und setzten die Reise fort, schöpften ständig eindringendes Wasser ab.“ Sieben Tage waren sie auf See, ehe sie die Kanarischen Inseln erreichten. „Es war eine schreckliche Erfahrung: Es fehlte an Essen, die starken Winde bremsten uns aus und einige wurden krank, mussten sich ständig übergeben. Wir aßen nur einmal am Tag, gegen 15 Uhr: eine Tüte Kekse und eine Ration Wasser pro Person. Aber das beunruhigte mich nicht, weil mein einziges Ziel war, nach Europa zu kommen, um meiner Mutter ein besseres Leben zu ermöglichen.“

Der schwierigste Moment, erzählt Saidou, war „als wir nur noch 30 Kilometer von den Kanaren entfernt waren und uns das Benzin ausging. Wir

trieben bis zum Morgen dahin, als wir in der Ferne ein Boot sahen. Wir versuchten, es zu rufen, aber es reagierte nicht. Schließlich alarmierte es das Rote Kreuz, das uns rettete und zur Insel El Hierro brachte.“ Nach einer Pause fährt Saidou fort: „Viele meiner Freunde sind auf See gestorben. Macht nicht den Fehler, auf diese Weise loszufahren.“ Er berichtet, dass er nach seiner Ankunft in ein Zentrum für Minderjährige gebracht wurde: „Wir waren 300 in einer Einrichtung, die nur für ein paar Dutzend Personen ausgelegt war. Ich war dort ein Jahr und sechs Monate lang – ohne jegliches Bildungsprojekt.“

Die Situation unbegleiteter Minderjähriger auf den Kanarischen Inseln ist sehr vielschichtig. Sie unterliegen der Verantwortung der autonomen Regionalregierung. Doch am 26. März ordnete der Oberste Gerichtshof in Madrid an, dass die nationale Regierung tausend Minderjährige in die auf Staatsebene angesiedelten internationalen Schutzprogramme aufnehmen muss – eine Maßnahme, die als unerlässlich eingestuft wird, um die angespannten Verhältnisse in den kanarischen Zentren zu entschärfen. Zu den vielen Unterstützungsprojekten für Minderjährige zählen unter anderem Spanischkurse, die von der „Grupo de Cooperación por el Desarrollo UNIDOS“ (deutsch: Gruppe für Entwicklungszusammenarbeit UNIDOS) der Universität von Las Palmas de Gran Canaria angeboten werden.

„Am Projekt sind mehrere Fakultäten beteiligt“, erklärt die Dozentin Susan Cranfield Mackay. „Dank zahl-

reicher Freiwilliger, darunter auch einige Studierende, geben wir jeden Morgen Spanischunterricht in einer öffentlichen Bibliothek. Einige der Jugendlichen kommen von außerhalb gelegenen Unterkünften, eine anderthalbstündige Busfahrt entfernt. Nach dem 16. Lebensjahr besteht keine Schulpflicht mehr, daher sind die Älteren oft komplett vom Bildungssystem ausgeschlossen.“

Abel Acosta von „CEAR“, einer Organisation, die Aufnahme- und Integrationsdienste anbietet, erklärt, dass im Rahmen der Aufnahmeverfahren „die meisten Menschen nach ein oder zwei Monaten auf das spanische Festland verlegt werden, aber diejenigen, die hier Bindungen haben oder als Minderjährige hierherkommen, entscheiden sich oft dafür, zu bleiben“.

„Wenn man El Hierro – die östlichste Insel – ansteuert, reicht eine Panne, ein Sturm, und man geht im Atlantik verloren.“

Moussa* betritt das Büro von CEAR in Santa Cruz de Tenerife. Er ist fast 20 Jahre alt und kommt aus Mali, auch er kam als Minderjähriger hier an. Er hat einen Termin zur Berufsberatung: „Ich möchte lernen, Lkw zu fahren“, sagt er und schaut geradeaus. „Im Moment arbeite ich als Kellner in einem Hotel, aber ich möchte Fahrer werden.“ Er kam 2020 nach El Hierro. „Es war im September, ich war 15 Jahre alt. In

Mali habe ich seit meinem achten Lebensjahr mit Kühen gearbeitet. Als ich ankam, habe ich überlegt, ob ich studieren soll.“

Zumindest im Moment denkt er nicht über eine Weiterreise auf das europäische Festland nach. „Mir geht es hier gut“, erklärt er. „Ich bin entspannt, es gibt gute Menschen hier. Ich fühle mich frei, das zu tun, was ich möchte – und das ist wichtig. Ich möchte hier bleiben, arbeiten, lernen und natürlich Fußball spielen!“ sagt Moussa und fährt fort: „Ich spiele im Mittelfeld bei Raqui San Isidro.“ Jetzt wurde er von der Mannschaft aus Teneriffa, die in der zweiten Liga spielt, zu einem Probetraining eingeladen. „Mal sehen, wie es läuft!“ sagt Moussa lachend.

*Name zum Schutz des Betroffenen geändert.